

(Nachdruck verboten.)

29)

Die Fanzare.

Roman von Fritz Mauthner.

Wettman widelte sich behaglich in seinen Pelz und fuhr die kurze Strecke bis zum Potsdamer Thor in der Pferdebahn. Es gelang ihm, das Endchen eines Gesprächs über den italienischen Brief zu erhörchen. Er stieg zufrieden aus und verlangte an der Ecke der Bellebuestraße die heutige Nummer seines Blatts; sie war vergriffen.

Langsam wanderte er am Saume des Tiergartens nach Hause. Hier, wo er sonst am seltensten gegrüßt wurde, nahmen heute viele Menschen den Hut vor ihm ab. Und das „Profit Reusjahr!“ der Vorübergehenden klang ihm wie ein Glückwunsch zu der heutigen Nummer.

Zu Hause erwartete ihn eine kleine Enttäuschung. Richard hatte das Blatt wieder nicht gelesen und entschuldigte sich wie so oft damit, daß er in den Berliner Verhältnissen fremd geworden sei; da er jedoch die tiefe Verstimmung des Vaters bemerkte, versprach er, das Versäumte gleich nach Tisch gut zu machen.

Die Suppe wurde aufgetragen, und Vater und Sohn nahmen die Mahlzeit in der gewohnten Stille ein. Kaum aber hatte der alte Wettmann seine Cigarre angezündet und sich dazu in den Schaukelstuhl zurückgelehnt, als er seinem Sohn schon das Blatt mit freundlichem Lächeln überreichte. Richard setzte sich neben den Vater in die Sofaede und las mit erzwungener Aufmerksamkeit erst den Leitartikel, dann den italienischen Brief; zu seiner Freude konnte er den ersten wieder lebhaft loben; ihn erfreute der bescheidene Ton und die Forderung, alle Festtage des Jahres durch ein wenig Wahrhaftigkeit zu feiern, weil der Parteigeist sonst immer die Reingung habe, zur Lüge zu verführen. Einen ebenso guten Eindruck hatte der Verfasser selbst auf ihn bei dem ersten Wiedersehen gemacht, und Richard sprach wieder einmal sein Bedauern darüber aus, daß ein Mann von so viel Begabung und Wissen so charakterlos sein könne. Der alte Wettmann hielt die Gelegenheit für passend, dem Sohne eine Lehre fürs Leben zu geben.

„Wer was lernt und kein Geld hat, lernt immer nur für die Leute, die ihn bezahlen können.“

Richard las das Blatt weiter durch und verstummte. Die marktstreiferische Art, wie über Krieg und Frieden, über Religion und Freiheit, über Wissenschaft und Welt berichtet wurde, als wären alle diese Dinge Pfennigware aus dem Kramladen des Blatts, erregte seine Entrüstung.

Er erröte für seinen Vater, als er weiter kam und die gelangweilten Redensarten bemerkte, mit denen furchtbare Unglücksfälle und harmlose Vorfälle gleichmäßig bedacht waren.

Der Vater schaute geruhig zu und rollte von Zeit zu Zeit das lockere Deckblatt seiner Cigarre zurecht; er lauerte auf den Moment, wo Richard die Zeilen über Fräulein von S. las und dann wohl die Zeitung weglegte. Wenn auch die Absicht der Frau Leontine nicht auf einmal und nicht vollständig erreicht wurde, so konnte die Plauderei doch unmöglich ganz wirkungslos bleiben.

Jetzt las Richard mit verdüstertem Gesicht und mit sichtlichem Anteil den kleinen Aufsatz unter dem Strich. Schon die Einleitungscherze über alle armen Mädchen von Adel schienen ihn peinlich zu berühren. Er mochte schon beim ersten Wort an Johanna erinnert worden sein; ja, die Zubereitung von Olfen blieb doch immer Frauenache.

Jetzt war der Schlag gefallen. Richard ließ die Hände mit dem Zeitungsblatte sinken und starrte dem Vater entsetzt ins Gesicht.

„Weißt Du, was hier steht?“ rief er ängstlich.

„Was meinst Du? Die Geschichte von der Hosenrolle der Diden.“

„Nein, Papa, ich meine eine andre Nichtswürdigkeit! Hier lies!“ Und er schob mit zitternden Händen dem Vater das Blatt zu.

Der spielte seine Rolle vortrefflich.

„Ah, die Plauderei über den armen Adel meinst Du! Was hast Du denn dagegen? Der Artikel gefällt allgemein und wird wahrscheinlich viel nachgedruckt werden.“

„Siehst Du denn nicht, wer gemeint ist?“

„Nein, ich weiß es nicht,“ sagte Wettmann würdevoll. Und mit biederem Tone fügte er hinzu: „Das ist auch völlig gleichgültig, eine Zeitung steht im öffentlichen Dienst, weißt Du, und darf keine Rücksicht nehmen; wir dürfen vor keiner Person vor keinem Amt achtungsvoll stehen bleiben, für uns giebt es keine großen Männer...“

„Wie für ihre Kammerdiener nicht!“ rief Richard bitter. Er hatte sich erhoben und ging heftig auf und nieder. Auch der Vater stand aufrecht da, er hatte sich schon wieder beinahe mit seinen Worten berauscht, einlenkend sagte er:

„Wenn Du etwas gegen die Wahrheit der Thatsachen vorzubringen hast, so sage es, und die „Fanzare“ wird sich eine Ehre daraus machen, die Verächtigung aufzunehmen; nur mit Persönlichkeiten darfst Du mir nicht kommen, das verträgt unsre Ehre nicht!“

Noch einigemal maß Richard die Stube mit heftigen Schritten. Er fühlte die öffentliche Beschimpfung plötzlich wie eine unübersteigliche, aber durchsichtige Mauer zwischen sich und Johanna; in seiner Vorstellung blühte das Bild auf, wie die Fee Morgana in Leontines Gestalt ein Schwert empor hielt, um den Zauberspiegel zu zertrümmern. Dann war es ihm, als sähe er hinter der Scheidewand bei trübem Lampenlicht, rings von undurchdringlichem Dunkel umgeben, Johanna an der Arbeit sitzen; sie aber lächelte und malte sorgsam Zeichen für Zeichen auf ihr Notenpapier. Umsonst versuchte Richard, die Erscheinung festzuhalten, langsam schob sich die Finsternis über das Mädchen und über die Lampe; und er warf sich aufstöhnend wieder in die Sofaede.

Je deutlicher er fühlte, daß nun alles vorbei war, desto heftiger stieg sein Zorn gegen den Vater und gegen das Blatt. Er fühlte sich wie gebrochen, er konnte nicht aufstehen; aber so müde sein Körper darsaß, so heftig sprudelte er Vorwürfe und Anklagen hervor; er hob nicht einmal die Augen zum Vater, nur mit der rechten Hand suchte er in der Luft empor und ließ auch wohl mit ausgestrecktem Arm die geballte Faust scharf niederhinken, als wolle er den Verfasser des Aufsatzes niederschlagen; dabei sprach er kein Wort mehr von dem Inhalt der Zeilen, die ihn so fürchtbar gereizt hatten.

Er sprach sich nur alle Scham und alles Mißtrauen von der Seele herunter und die Angst vor der Entdeckung, sein Vater treibe ein unwürdiges Geschäft; er habe ja seit seiner Rückkehr aus England fast buchstäblich keinen Menschen gesprochen als gerade Leute aus dem Kreise des Vaters, und selbst hier unter den Mitarbeitern und Freunden der „Fanzare“ begegne er häufig einer frivolen Selbstverpottung, einer Selbstbezüglichung, die schlimmer sei als alle Angriffe der Gegner. Schamlos sprachen einzelne der Herren wie von einem Räuberhandwerk. Richard mußte Scherz und Ernst zu unterscheiden, aber aus solchen Scherzen habe er nur zu häufig den Echnismus von Leuten herausgehört, die ihn für einen Eingeweihten hielten.

Er habe sich zum Troste gesagt, sein Vater sei ein Geschäftsmann und überlasse die häßlichen Seiten seines Gewerbes seinen Angestellten.

Doch auch mit den Männern, die außerhalb des Kreises standen, habe er traurige, beschämende Erfahrungen gemacht; er habe gefühlt, wie er bei der ersten Bekanntschaft ein ungünstiges Vorurteil zu überwinden hatte. Dies habe sich natürlich niemals in deutlichen Worten oder Handlungen geäußert, aber es sei dennoch nicht mißzuverstehen gewesen. Es galt sichtlich für keine Empfehlung, der Sohn des Besitzers der „Fanzare“ zu sein, also war es auch keine Ursache zum Stolz, das Blatt zu leiten. Unvergeßlich war es dem Sohne, wie er vom Hause Behrendt u. Co. jüngst die neue Rotationsmaschine für die Zeitung übernahm und wie der Besitzer scheinbar unbemerkt zum Direktor sagte:

„Meine arme saubere Maschine; wie wird die bald aussehen!“

Auch das lasse sich ja harmlos denken, aber alles zusammen dürfe er dem Vater nicht länger verschweigen. Erregt sprang er jetzt auf, ergriff des Vaters Hand und rief:

„Aus Angst habe ich Dein Blatt bisher nicht gelesen, aus Angst, ich könnte darin die Erklärung finden für den Mangel an Achtung, nein, ich will nur sagen, für den Mangel

an Würde, der uns umgibt. Ich warf mich mit fieberhafter Hast in meine Musikantenarbeit, nur um mich in etwas Reines einzuhüllen und um von der Außenwelt nichts vernehmen zu müssen, was mich Dir plötzlich gegenüber stellen könnte, wie ich Dir jetzt gegenüberstehe. Es ist nicht unfindlich, Papa, wenn ich so zu Dir spreche; Du selbst hast mich zu dem erziehen lassen, was ich geworden bin. Du hast mich jahrelang in England unter Gentlemen leben lassen, heute bin ich zu Dir zurückgekommen und sage Dir: die Leute, die das Zeug da von der zweiten Seite ab geschrieben haben, sind keine Gentlemen, Du mußt Dich von ihnen lossagen!"

Der Vater war langsam auf seinen Stuhl zurückgesunken, die Cigarre war ihm ausgegangen, gedankenlos blickte er nach einer Streichholzbüchse umher, während er sich die Gedanken zu einer Antwort zusammensuchte.

Bei den ersten heftigen Worten Richards hatte er bloß das freudige Gefühl gehabt, daß der Streich saß. Wenn Richard in Zorn geriet und doch nicht Johannes Namen nannte, so war kein Zweifel, daß die Absicht der Frau Leontine gelungen war; und für diesen ersten Zweck konnte Mettmann schon eine kleine Pause gegen das Blatt hinnehmen. Aber die Klagen des Sohns wuchsen zu einer ernsten Gesamtanfrage gegen den Vater; die große Auseinandersetzung, die er seit Richards Rückkehr gewünscht hatte, da stand sie fast unvermeidlich vor ihm.

Mettmann scheute nichts auf der Welt als die Augen seines Sohns, das fühlte er jetzt deutlicher als je; hätte er vor Jahr und Tag seine Zahlungen einstellen müssen, er hätte es mit einem lachenden Fluch gethan und ruhig eine neue Thätigkeit angefangen, ja, wäre er durch eines seiner gewagten, unsauberen Geschäfte auf die Anklagebank gekommen, der Kampf mit dem Strafgesetz hätte ihn vielleicht gereizt. Alle diese Zukunftsbilder waren oft an ihn herangetreten und hatten ihm nicht den Schlaf geraubt. Er hatte auch nicht immer eigentlich für seinen Sohn gearbeitet, die Entschuldigung konnte er nicht gelten lassen, es war ihm eine persönliche Lust, gefährliche Geschäfte zu wagen und höhere Menschen zu knechten; bei dem letzten Zweck seiner Arbeit aber, bei seinem Streben nach Reichtum, war immer nur der Sohn und dessen Zukunft sein Gedanke, und nun, da der Erfolg endlich winkte, ja, gerade recht im entscheidenden Augenblick stand dieser Sohn wider ihn auf.

Mit geschlossenen Augen nahm Mettmann endlich Richards Worte auf wie wohlverdiente Schläge. Er zitterte vor dem Schluß, den der Sohn aus allen seinen Vorwürfen ziehen mußte, und er atmete auf, als Richard die Beschimpfung nicht gegen ihn selbst wandte, sondern gegen die Mitarbeiter an seinem Blatte.

Diese Kerle verdienten es nicht anders, Richard hatte recht. Das war der Gedanke, den er sich reutig, wie von einem Alp befreit, ein ums andermal wiederholte.

Plötzlich öffnete er die Augen, und es blickte aus ihnen wieder etwas von dem alten Uebermut.

Wenn Richard die Wahrheit sprach und wenn Gottlieb Mettmann um des Sohnes willen ein Gentleman werden mußte, so war das am Ende ein Glück für das Blatt; gewiß, das Ziel, das ihm heute in der Redaktion vorgeschwebt hatte, konnte nur auf dem Wege erreicht werden, den Richard verlangte. Da sah man doch, daß das Geld für die vielen Schulen nicht umsonst ausgegeben war. Richard hatte es böse gemeint, aber seine Worte waren trotzdem nur die Ankündigung des letzten der Siege, die der heutige Tag gebracht hatte.

Mettmann schritt wie beflügelt vor seinem Sohne auf und nieder.

„Lauter Gentlemen!“ rief er. „Du hast ganz recht, Junge; mit Deinen klaren Augen siehst Du das vergrabene Gold wie ein Sonntagkind. Du hast recht, die Kerls, die mir bisher gedient haben, schmeiße ich zurück auf die Straße, von der ich sie auflesen habe; ich will Ihnen morgen meine Meinung sagen, daß sie quietschen, und die besten Federn aller meiner Konkurrenten kaufe ich zusammen für mein Blatt! Du sollst Dich seiner nicht zu schämen haben, Junge; es soll ja groß werden, daß alle andern Zeitungen von Berlin von der Bucht zerdrückt werden, ich habe es ihnen sogar heute in der Redaktion schon gesagt! Das Monopol für Deutschland will ich uns erwerben, ohne Reichstag, ohne Gesetz, erzwingen will ich's ganz allein; sie sollen betteln kommen zu mir und zu Dir, die alten Herren Verleger, die Herren Aristokraten, die mir „Herr Mettmann“ antworten, wenn ich „Herr Kollege“ gesagt habe. Du hättest mich heute auf der Redaktion hören

sollen! Die Maschinen thun's nicht, das Papier thut's nicht, die vornehmen Federn sollen's machen, und wenn meine Kerls, wie Du sagst, keine guten Federn sind, so zersplittere ich sie so!“

Und er faßte einen Federhalter vom Tintensaß und stieß die Spitze so heftig in den Schreibtisch, daß die Stahlfeder und der Halter zerbrachen; nur die beiden feinen Spitzen blieben im Holz stecken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unsre Schlangen.

Nur die süppige Phantasie der Kinder erträumt sich beim Umherstreifen durch Fjurr und Wald Märchenabenteuer, wie die Begegnung Nottappens mit dem Wolf oder der Jägerburichen mit dem Vären. Wir Alten begrüßen den grünen Walddom frohgemut, ledig aller Furcht — d. h. bis auf einen Punkt. Da erblicken wir bei einer Herbstwanderung im Walde an einem schönen Septembervorgen auf dem Stumpf einer gefällten Buche eine durchsichtige längliche Haut, dünn wie Seidenpapier, mit feiner matter Zeichnung. Wir halten das Sommerkleid einer Schlange in der Hand, das sie hier vor dem Beziehen ihrer Winterwohnung abgelegt hat, weil es ihr zu eng und abgenutzt worden war. Jedes Schuppchen, selbst das feine Häutchen über den Augen, ist wohl erhalten, und die Farben und Flecke an Kopf und Rücken lassen erkennen, daß die Besitzerin eine Ringelnatter war. Oder wir nähern uns an einem sonnigen Apriltage dem Ufer des Waldbachs, nach Anemonen und duftigen Primeln spähend. Da raschelt es neben uns im dünnen Laube, ein zierliches Köpfchen mit zwei gelblichen Mondflecken hinter den Schläfen erscheint züngelnd, erblickt uns und verschwindet, während ihr Besitzer in rasender Eile den Bachrand zuschießt und sich in die lichte Flut stürzt. Wie wir anlangen, schlängelt sich die Natter mit ammutigen Bindungen schon auf dem hellen tiefgen Grunde, und da sie halbe Stunden lang, ohne Atem zu holen, unter Wasser bleiben kann, so haben wir keine Aussicht, ihrer habhaft zu werden.

In der Zwischenzeit, vom Oktober bis zum Beginn des April, sind Forst und Fjurr schlangensfrei, denn nur ruhen sie in tiefem Schlaf und je nach der Strenge der Witterung, mehr oder minder erstarrt in ihrem Winterschlaf, wo sie höchstens der Holzfäller oder der Fließ ausflößert, um dann natürlich der ganzen eng verschlungenen Gesellschaft den Barans zu machen.

Wir sollten jedoch im Sommer, wenn wir auf Schlangen stoßen, diesem Beispiel nicht ohne weiteres folgen, sondern uns vorher überzeugen, ob wir die giftige Kreuzotter oder die ihr ähnelnde, aber ungiftige glatte Natter oder endlich die harmlose Ringelnatter vor uns haben. Letztere ist eine sehr interessante und für den ruhigen Beobachter sogar höchst ammutige und liebenswürdige Vertreterin ihrer Gattung.

Das wußten unsre Vorfahren sehr wohl und deshalb erhoben sie die zierliche Ringelnatter zum Hausgefährten, zum schützenden, segensbringenden Hausgeist. In zahlreichen Märchen, Sagen und Volksliedern haben sich Spuren dieser dem Wurm, der Unse, dem Hansant oder der Hauschlange gewidmeten Verehrung erhalten. So lange sie mit den Kindern des Hauses spielt und aus ihrer Schale Milch trinkt, gedeihen die Kinder glücklich. Tödet man ihnen den Spiel- und Mahlgenossen, so zieht er sie nach sich; erweist man dagegen dem Inse freundschaftliche Behandlung, so legt er zum Dank dafür wohl ein goldenes Krönchen auf das untergebreitete, weiße Tuch. In Ostpreußen, Böhmen, Währen und in Rußland haben sich die Reste dieses Schlangenkultus bis in unsre Zeit erhalten. Vor Jahrzehnten wurde die Ringelnatter in entlegenen Bauerhöfen Ostpreußens gehegt, mit Milch oder „Schmand mit Glumse“, einem echten, aus Quark mit saurer Sahne bestehenden Nationalgericht, gefüttert und vor Verlegung durch Inneingeweichte sorgfältig behütet. Die Besitzer ermahnten ihre Besucher, die Hausnatter ja recht freundlich anzusehen. Diese eigentümliche Stellung hat sich die Ringelnatter wahrscheinlich durch ihre Vorliebe für menschliche Aufstellungen erworben. Manche sucht die Bohne- und Stallgebäude freiwillig auf und läßt sich hier in gesicherten Schlupfwinkeln ständig und häuslich nieder.

Als Vertreterin der Wassernattern weiß die Ringelnatter sich im feuchten Element ebenso geschickt wie auf dem Lande zu bewegen. Lebt ja doch ihr Lieblingswild, Gras- und Laubfrösche, Staulquappen und Fische, ebenfalls an oder im Wasser. Doch findet man sie auch im völlig trockensten Gelände, fern von jeder Wasseransammlung, und ebenso liebt sie den Aufenthalt in Gehöften, besonders in Kellern, Geflügelställen und Dunghäufen. Ihre perlenschurmförmig aneinander gereihten Eier legt sie gern unter verlassene Nester der Eimen und Hühner, welche Gewohnheit vielleicht die Sage von den angeblich durch Hähne gelegten Wassilkeneiern hervorgerufen hat. Leicht wie das Schwimmen geht ihr auch das Klettern in die Gipfel von Bäumen und Gesträuch von Statten.

Gefangen und im Terrarium gehalten, erweist die Ringelnatter sich als ein ammutiges, frohes Geschöpf, das seinem Pfleger die geringe Mühe der Erhaltung durch Zahmheit und Anhänglichkeit reichlich vergilt. Sie ist so gutmütig und harmlos, daß man sie schon stark reizen oder heftig erschrecken muß, um sie zum Weizen zu

betwegen. Ihr Biß ist natürlich ganz ungefährlich, da ihre Gähnen nur den Zweck haben, die erfaßte Beute, die sie lebendig hinunterswürgt, festzuhalten.

Dürfte man die Ringelnatter ohne Gefahr „am Busen hegen“, so wäre das hinsichtlich der Kreuzotter durchaus nicht ratsam. Denn sie ist es, deren Gefährlichkeit auch unsere übrigen Schlangen nebst der gar nicht zu ihnen gehörigen wurmartigen Blindschleiche, einer sehr nützlichen fußlosen Eidechse, in argen Verfall gebracht hat. Die Hauptkennzeichen der Otter oder Viper, d. h. der lebende Junge gebärenden, sind der breite, ziemlich flache Kopf, der sich deutlich gegen den dünneren Hals absetzt und zwei schwarze, nach außen geöffnete Halbkreise trägt. Sie sollen — die Schlange hat ihren Namen danach — ein Kreuz bilden, berühren sich jedoch nicht und sind bisweilen gar nicht vorhanden. Der gedrungene Leib, der sich ziemlich plötzlich zum kurzen Schwanz verjüngt, trägt auf dem Rücken die schwarze, in vielen Fällen unterbrochene Rücklinie, die nur bei sehr dunkel gefärbten Weibchen und bei einer ganz schwarzen Spielart, der „Höllennatter“, unsichtbar wird.

So ist die Kreuzotter gar nicht zu verkennen, um so weniger, als sie dem Beobachter fast immer Zeit läßt, sie hinreichend zu betrachten, falls sie nicht vor ihm flieht. Denn sie ist, wohlgerichtet, ein Nachttier, das sich tagsüber nur in die Nähe seines Schlupfwinkels zeigt, um den wärmebedürftigen Leib den Sonnenstrahlen auszusetzen. Ihre Thätigkeit, die Jagd auf Erd- und Feldmäuse, Spinnmäusen, junge Maulwürfe und ähnliche lichtscheue Gesellen, beginnt erst mit Anbruch der Dämmerung. Nun zeigt sie ein gegen ihre Tagesstrategie durchaus verändertes Benehmen. Schnell, gewandt und sicher gleitet sie hinter der erpfaßten Beute her, verfolgt sie bis in den Schoß der Erde und weiß nun auch ihren Feinden vorsichtig aus dem Wege zu gehen. Räucherliche Lagerfeuer ziehen sie jedoch an. Am Tage schreitet sie gewöhnlich nur gereizt zum Angriff und wählt, so lange es möglich ist, den Rückzug. Getreten beißt sie auch vor Schmerz und ohne das sonst bei ihr übliche Einziehen des Halses um sich.

Das fürchterliche Gift der Kreuzotter, gewissermaßen ein Ersatz für ihre Muskelschwäche, ergiebt sich beim Biß aus zwei großen gebogenen Zähnen des Oberkiefers in die Wunde und das Blut, welches unter seinem Einfluß schnell in Ferkelung übergeht. Selbst beim Menschen können die zwei winzigen Tröpfchen dieser Flüssigkeit lang anhaltendes Siechtum, schlimmsten Falles sogar den Tod herbeiführen. Glücklicherweise läßt sich bei schneller Anwendung von Gegenmitteln die Gefahr fast ganz beseitigen. Zunächst sollte die Wunde sofort ausgegossen werden, natürlich von jemand, dessen Mundhöhle völlig intakt ist. Sodann ist reichlicher Genuß von Alkohol notwendig, gleichviel, ob in Form von Branntwein, Rum, Cognac, starken Weinen oder Liqueuren. Verkauung dadurch tritt selbst bei Kindern nicht ein. Anhaltendes Stneken des gebissenen Gliedes und Anlegen von Blutegeln ist gleichfalls wünschenswert. Diese Mittel sind jedenfalls schneller zur Hand und ebenso wirksam wie Arzneigegenstände, die in Form zweiprozentiger übermanganfarbenen Kaliums, fünfprozentiger Karbolsäure und ähnlicher Mittel empfohlen und von vernünftigen Schlangenjägern auch wohl mitgeführt werden.

Die Kreuzotter ist, wie die Liste ihrer Beutetiere beweist, eine nützliche, ja, die einzig nützliche Schlange Deutschlands. Wollen wir ihr trotzdem nicht schonend aus dem Wege gehen, so genügt ein kräftiger Schlag mit einer Rutte, sie zu töten. Nur nehme man sie nicht gleich darauf in die Hand und vermeide es auch, den Kopf der getöteten zu berühren. Ihre Gefährlichkeit wird sehr übertrieben. In dem Jahrzehnt 1879—88 sollen in Deutschland nur 17 Todesfälle, aber gegen 600 Verletzungen durch Otternbiß vorgekommen sein.

Ein gut Teil der letzteren entfällt wohl auf das Konto der ihr sehr ähnlichen, sehr angriffsfähigen, aber unschädlichen, glatten Natter. Dieses zornwütige, daher auch Zuchtschlange genannte Tierchen nährt sich hauptsächlich von Eidechsen, die es vor dem Verschlingen durch Einringeln zu erdrücken oder zu ersticken sucht. Fast man nach ihr, so springt und schnell sie beißend nach der Hand und läßt die gepöckte nicht los, bis man Gewalt anwendet.

Die Schlingnatter trägt auf der braunen Oberseite des Leibes zwei Reihen dunkelbrauner Flecken, die bisweilen paarweise verbunden sind und ihr dann Fehlnähe mit der Kreuzotter verleihen. Auch die übrigen Unterscheidungsmerkmale, der längliche Kopf, der allmählich sich verjüngende Schwanz, sind nicht so auffallend, daß eine Verwechslung mit der Viper nicht entschuldbar wäre. —

Hermann Verdrow.

Kleines Feuilleton.

oe. Der Krieg. Während die andern Arbeiterinnen mittags nach Hause gingen, blieb die alte Grünher in der Fabrik. Sie mußte sich ranhalten. Die armen gichtgetränkten Finger wollten nicht mehr mit der Arbeit fort. Wenn sie nicht jede Minute ausnutzte, fiel ihr Verdienst noch farglicher aus, als er ohnehin schon war.

Den Kopf tief auf die Arbeit gebeugt sah sie und schürzte Knopflöcher. Hin und wieder nur, wenn gerade ein Krug fertig war, hielt sie einen Augenblick inne, nahm vom Fensterbrett eine dünngefriesene Schmalzstulle und biß hastig ein paar Happen ab.

Die kleine Marie sah ihr nachdenklich zu. Die kleine Marie war Borrichterin. An andern Tagen ging auch sie nach Hause, heut war

sie gleichfalls im Geschäft geblieben; bei der sengenden Mittagsglut wollte sie den doppelten Heimweg sparen.

Im Fabrikal war es still und schwül. Dichte Staubwolken spielten im Sonnenlicht. Ein häßlicher Geruch von Maschinenöl und Petroleum lagerte auf dem weiten, jetzt so stillen Raum. Die kleine Marie gähnte: „Werden Sie eigentlich niemals müde, Grünher?“

„Oh! Müde! — Na ja!“ Die alte Frau sah nicht auf. Das Mädchen stützte den Kopf in die Hand: „Ich möchte wissen, wie Sie das aushalten, alle Tage hier bleiben und nie nicht kein ordentliches Mittagbrot oder mal auslaufen! Sind Sie denn nicht rein wie tot, wenn Sie abends nach Hause kommen?“

Die Alte zuckte die Achseln: „Ja, man muß ja wohl, was soll man denn machen?“

„Ich hielt es nicht aus.“

„Man lernt vieles aushalten!“ Die Alte senkte und sah einen Moment ins Leere, dann nahm sie die Arbeit von neuem an.

„Tott ja, Mariechen, so 'n junges Blut, da denkt man immer, 's Leben muß sein wie 'n Rosengarten; 's is aber nachher doch ganz anders, 'n bißchen stachlig — aber 'n bißchen sebre!“

„Na, von die Rosen merk' ich ja auch nich viel.“

Die kleine Marie blinzelte schläfrig in den tanzenden Sonnenstaub. Ein paar Sekunden blieb es still zwischen ihnen, dann nahm die Alte von neuem das Wort: „Ja, ich hab' auch nicht gedacht, daß ich mal auf die Fabrik gehen müßte, das köm'n Se mir man glauben, Mariechen, ich war 's auch anders gewohnt, damals, als wir noch 's Geschäft hatten.“

„Ach, Sie hatten 'n Geschäft?“ Das Mädchen beugte sich interessiert vor.

Die Alte antwortete nicht. Sie nahm ein Paket Kragee a us dem Korbe, überzählte die Stücke, band sie alle zusammen, warf sie zu den übrigen, die schon fertig waren, und öffnete ein neues Paket. Erst nach einer ganzen Weile fing sie wieder an. „Ja, wir hatten 'n Geschäft, drauhen auf 'm Gejundrummen, 'ne Schneidwerkstatt, Gott, klein war 's ja man alles, aber wir kamen doch vorwärts. Ja, wir konnten auch schon was zurüdlecken, mein Mann war ein tüchtiger Mann, aber sehen Sie, Mariechen, denn lam Siebzig der Krieg, und denn muß' er mit!“

„Und da is er wohl gefallen?“ Die Kleine rüdte näher heran.

Die Alte schüttelte den Kopf: „Ach nee, gefallen ist er ja nicht, nich 'n mal verwundet. Aber sehen Sie, er war doch die Seele vons Geschäft, und nu mit 'n mal so ganz raus und ich allein mit dem Gesellen, wo ich so gar nichts von verstand und denn noch das kleine Kind, das eben erst neun Monat alt war, und 's zweite schon in Aussicht — ach ja...“ sie brach ab und stöhnte auf.

„Ja, als er wiederkam, war 's Geschäft wie tot und von dem was wir gespart hatten, hatt' ich man noch gerade zwanzig Mark, ja er hat 's ja wieder hoch gebracht, und wir verdienten wieder ganz gut. Aber sehen Sie, 'ne Wunde hat er ja nicht gehabt, 'n Knack wegkommen hat er aber doch, im Krieg, meine ich — und nu immer krank. Ja da ging 's denn langsam zurüd, und schließlich war ich man noch froh, daß ich näher konnte, da hatten wir doch wenigstens was zu leben, auch für die Kinder.“

„Aber nu is er tot?“ fragte die kleine Marie.

„Ja nu is er tot!“ Die alten Hände fielen in den

Schoß, die alten milden Augen sahen einen Moment starr vor sich hin, dann flog die Nadel wieder auf und ab — auf und ab: Sieben Jahre ist er nu tot. Ja — und ich will ja auch gerecht sein — ich lam ja eigentlich nich klagen. Die Kinder sind nu groß und verdienen das, was sie gerade brauchen und ich — na ich, wenn ich nu 'n Mittag durcharbeite, dann hab ich auch die Woche meine neun Mark, dies langt dann für die Schlafstelle und für 'n Mittagbrot — sie warf einen raschen Seitenblick auf die Schmalzstulle — „ach ja, ist ja so weit alles ganz schön, aber sehen Sie, Mariechen, manchmal muß ich doch denken, wie man sich sein Alter so anders ausgesehen hat, und wie 's gekommen wäre, wenn wir den Krieg nicht gehabt hätten — ach ja — der Krieg!“

Volkstunde.

oe. Ueber Jodeln und Alphornblasen veröffentlicht der Berner „Bund“ einen Artikel, dem wir folgende Einzelheiten entnehmen: Durch das eben abgehaltene Schwing- und Aplerfest ist unsre schweizerische Nationalmusik wieder zu Ehren gebracht worden. Heute jodelt und jauchzt es aus allen Gäßlein und Häblein der Bundesstadt, und das wird noch lange so bleiben. Wer aufmerksam hinhört, wird bemerken, daß nicht nur unsre Landläufigen und altbekannten „Gäpli“ vorgebracht wurden, sondern daß der bekannte „Fortschritt“ schon zu konstatieren ist, indem sich Appenzeller- und andre Weisen bereits einzubürgern beginnen. Man konnte während des Festes die eigentümliche und interessante Beobachtung machen, daß diejenigen Jodler und Alphornbläser, welche in der Ebene und im Geriede des großen Verkehrs wohnen, weniger originelle Töne gesunden haben, als diejenigen, welche direkt aus ihren Bergen zu uns herabgestiegen sind, um sich im Wettskampfs zu messen. Der Thaljodler und -Bläser giebt nicht so kräftig los, wie der Bergbewohner; er sucht gefällige Formen und einen möglichst wirksamen Schluß für seine Melodie. Der Einfluß der Handharfe ist unverkennbar. Der Bergbewohner musiziert meistens nur in den Naturtönen, und seine Kunst besteht nicht in der Anwendung reicher Melodien und bestreidender Sonderverbindungen, sondern in der naturfrischen Vortragweise und hie und da auch in über-raschenden rhythmischen Formen. Es ist nicht zu leugnen, daß haupt-

stärklich infolge der Eisenbahnen und des Fremdenverkehrs die sogenannte „Tirolerei“ bei uns Eingang gefunden hat. Wenn man aber von diesen nach und nach sich einschleichenden Tiroleranfängen absteht, so darf das beim Fest Gebotene als echt schweizerisch bezeichnet werden. Viel Neues wurde nicht geboten. Die alten Leiblieder und Leibjodel lehren immer wieder, und selbst die vielbewunderten Appenzeller haben nichts Neues, nichts Eigenes gebracht. Daß die Appenzeller Lieder und Jodeler so bekannt sind, ist das Verdienst Alfred Toblers, der unter dem Titel „Sang und Klang aus Appenzell“ das Volkslied dieses Ländchens verewigt hat. Insbesondere sind in diesem Buche die sogenannten Stomperli berücksichtigt, kurze im Mundgesang vorgetragene Sprüchlein, anderwärts Schnadahüpfli, Gstanzerli genannt. „Stomperli“ kommt von „Stompa“ (bernisch „Stumpe“, Stumpf). Tobler erwähnt bei einem dieser Stomperli 95 Strophen, bei einem andern 37 usw. Einige derselben mögen hier Platz finden:

Mini Schwöschter spilt Gittar, mei Brüeder Klarinett,
Minn Vatter bröglet d' Muetter, das geed-e Quartett.
Minn Schatz ist do liri ond-i vo Luzern,
Sünd beidi nid höpsch ond doch g' siemer erand gern.
Wegen Buebe gi teure, das wär me e Schand!
Es hed no mengs hondert ond taufig im Land.
Die Nacht omme zwölfi hed mi der Schatz löst,
Ond emm Moge-n-em vieri hend's all Lüt scho gwöst.

Bei einigen dieser Appenzeller-Lieder konnte auch das charakteristische Alphorn-Ja (Ja) konstatiert werden. Das Alphorn enthält den vierten Ton der Tonleiter nur in Form dieser eigentümlichen erhöhten Quart. Man sieht hier, wie sehr die musikalischen Instrumente den Volksgesang beeinflussen. Bei den Ländlern der Appenzeller konnte die Nachahmung der Begleitfäden-Töne ganz deutlich wahrgenommen werden, und die Jodel- und Sennennrufe der Nuottathaler fanden sich in den kurzen, eigentümlich abgestoßenen Alphornjagen wieder. Die Alpenfeste müssen dafür sorgen, daß diese Art von Volksgesang und Volksmusik nicht untergeht. Da kommen die urchigen Bergjodeler und die feineren Talsjodeler zusammen, und die Berglieder führen den etwas schwächlichen und sentimentalsten Tirolersgäht des Tales neue Nahrung zu. Bei unserm Fest konnte ein Schlag von Schwingern und „Juzern“ beobachtet werden, den man in seiner ganzen Eigenart erhalten sehen möchte und der durch eine allfällige Verfeinerung nur Schaden nehmen könnte. Dieser Schlag verkörperte sich in dem Truber Gottlieb Schick, der alle Kampfrichter duzte und bei der Preisverteilung eine stattliche Ruhglocke als ersten Jodelerpreis gewählt hat.

Geographisches.

— von einer ergebnisreichen Forschungsreise ist der englische Zoologe Stanley Gardiner nach Cambridge zurückgekehrt. Der Zweck der Reise galt der Untersuchung der geographischen, zoologischen und marinen Verhältnisse in der Inselgruppe der Malediven, südwestlich von Ceylon im Indischen Ocean gelegen. Dieser Archipel besteht aus einer langen Kette von Koralleninseln, die sich meist in der Form ringförmiger Atolls darstellen und für das Studium der Korallenriffe eine ausgezeichnete Gelegenheit darbieten. Sein Hauptquartier hatte Gardiner auf der Insel Male aufgeschlagen, wo der eingeborene Sultan, der unter englischer Oberhoheit über die Inseln herrscht und eine höchst wichtige Persönlichkeit in der mohammedanischen Welt bedeutet, seine Residenz hat. Von dort aus machte der Naturforscher viele Ausflüge, auf denen er sämtliche Koralleninseln der Gruppe, im ganzen über 300 Atolls, kennen lernte. Er landete auf den meisten Inseln und erforschte ihre Ausdehnung, außerdem legte er eine Sammlung von Meerestieren an, die er durch etwa 400 Netzfänge an die Oberfläche brachte. Den Hauptteil der Sammlung bilden Korallen und verschiedene Lebewesen, die auf und in der Nähe von den Korallenriffen haufen. Besonders merkwürdig war die Entdeckung eines wunderbaren Zusammenlebens von andern Tieren mit den Korallen. So nimmt ein Wurm von der Familie der Spiridwirmer (Sipunculiden) von den Steinbanten der Korallen in eigenartiger Weise Besitz. Er bohrt das Steingehäuse einer kleinen Koralle an und dringt durch das Loch in das Innere ein. Dort bleibt er dann in sicherer Zurückgezogenheit, gegen jeden Angriff seiner Feinde geschützt und außerdem noch gut mit Nahrung und frischem Wasser versorgt, nachdem er noch verschiedene Löcher durch die Stalkwände des Korallenbaus hindurchgebohrt hat, durch die das Wasser ein- und ausfließen kann.

Technisches.

— Fischaufbereitung. Der „Kölnischen Zeitung“ wird geschrieben: Von den riesigen Mengen von Heringen, die alljährlich an den Küsten Schwedens gefangen werden, wandern bis zu vier Fünftel des ganzen Fangs in die Düngersfabriken, um dort auf Fischguano und Del verarbeitet zu werden, weil es nicht möglich ist, so gewaltige Massen von Fischen schnell genug von der Hand aus zu reinigen und zu konservieren. Wäre man im stande, auf maschinellem Wege die Fische zu sortieren, zu reinigen und zu waschen, dann wäre es ein leichtes, den angebotenen Ueberstand zu heben. Dabei könnte man die betreffenden Maschinen gleich auf entsprechend gebauten Fahrzeugen aufstellen und mit diesen „schwim-

menden Fabriken“ den großen Fischhäufen nach Bedarf und Belieben nachgondeln. Was hier vom Hering gesagt ist, gilt natürlich auch von allen andern Fischen, die Gegenstand der Massenfischerei sind. Die Hauptschwierigkeit bei der mechanischen Behandlung des Fischmaterials mittels Maschinen liegt in der sehr wechselnden Größe und Form der zu bearbeitenden Fische; man müßte daher für jede Sorte auch eigne Maschinen bauen, denn es sollten sich die Flundeten wundern, wollte man auf derselben Maschine beispielsweise Heringe und Sezungen gemeinsam verarbeiten. Der erste Schritt in der oben angedeuteten Richtung ist bereits geschehen. Ein schwedischer Doktor der Philosophie, Namens Martin Elenberg, hat sich die ebenso dankenswerte wie schwierige Aufgabe gestellt, die Frage der maschinellen Fischverarbeitung — fast könnte man in Anwendung der entsprechenden bergmännischen Bezeichnung von einer „Fisch-aufbereitung“ reden — sowohl vom theoretischen als auch vom praktischen Standpunkt aus zu lösen und die Ergebnisse seiner eifrigen Studien und praktischen Arbeiten sind vielversprechend. Die frisch gefangenen Fische — es handelt sich hier zunächst nur um Heringe — werden bei dieser maschinellen Behandlungsweise vorerst durch eine äußerst feinreich ausgelegelte, automatisch wirkende Maschine in die vier im Handel üblichen Sorten geschieden. Diese Maschine arbeitet mit so fabelhafter Geschwindigkeit, daß sie bis 20 000 Fische in der Stunde sortiert. Die in Gruppen geschiedener Fische fallen dabei auf Transportbänder, und werden hierauf in andern, ebenfalls ganz selbsttätig wirkenden Maschinen gereinigt. Die letzteren haben folgende Arbeiten zu verrichten: sie ergreifen jeden Fisch einzeln, entfernen zunächst die Schuppen, schütten ihm den Bauch auf, entfernen die Eingeweide daraus, spülen den Fisch von außen ab, waschen gleichzeitig die Bauchhöhle aus und schneiden dann dem Hering vor dem Verlassen der Maschine auch noch den Kopf ab. Eine Anlage, wie sie hier in kurzen Worten skizziert ist, erfordert 4 bis 5 Pferdekraft zum Antrieb und leistet just ebenso viel, wie 60 bis 70 Menschen bei ununterbrochener anstrengender Arbeit zu leisten im stande sind. Es steht somit nichts mehr im Wege, die so vorbereiteten Fische zu konservieren, um ein billiges, wohlgeschmeckendes und vor allen Dingen eiweißreiches, somit großen Nährwert besitzendes Nahrungsmittel zu beschaffen, während die Sinausfabriken, wie es auch weit naturgemäßer ist, sich auf die Verarbeitung der Abfälle der Fischkonserven-Fabriken zu beschränken hätten.

Humoristisches.

— In Paris. „Ich schreibe das schönste Französisch un' er Mensch verachtet mich. Die Leute gemen ja nich' emal ihre eigene Mudderschbrache!“ — (Simpl.)

— Unbedacht. Mann (fürsorglich zur Gattin, die eben im Begriffe ist auszugehen): „... Und bei Straßenkreuzungen sei recht vorsichtig, besonders vor Automobilen sei auf der Hut!“

Gattin (schnell gefaßt, schmeichelnd): „Da Du gerade vom Gut sprichst, lieber Emil, kam ich mir da nicht im Vorübergehen bei der Modistin gleich einen neuen Herbsthut mitnehmen?“

— Ein Schmeichler. An Jhnen, Herr von Huber, ist alles sympathisch — ich hab' Sie zu gern! Ich glaub', ich wär' im Stand, mit Jhnen eine Flasche Wein zu trinken — wenn Sie eine spendieren würden!“ —

Notizen.

— „Frau Königin“, das neue Stück von Franz v. Schöthan und Franz Koppel-Ellfeld, wird in Berlin am Schauspielhause in Scene gehen.

— Von der Censur verboten wurde die Aufführung des „Probekandidaten“ in Czernowiz, sowie das Volksstück „Der blaue Vögel“, das am „Theater an der Wien“ gegeben werden sollte.

e. Das finnische Theater in Helsingfors stellt in der bevorstehenden Saison eine Anzahl Novitäten in Aussicht. U. a. soll in finnischer Uebersetzung Goethes „Egmont“, „Der Probekandidat“ von Decher, „Heinrich IV.“ von Shakespeare, „Giocouda“ von Gabriele d'Annunzio und möglicherweise auch „Antigone“ von Sophokles zur Aufführung gelangen. Auch einige Dramen Hauptmanns sollen aufgeführt werden.

— Auf der Vogel des Ulmer Münsters, die 109 Register zählt und eine der größten und vollkommensten in Europa ist, wird gegenwärtig ein neuntägiger Cyklus historischer Konzerte veranstaltet; zum Vortrag gelangen in historischer Folge Werke von Palestrina an bis zur Neuzeit.

— Ein Graf von Zamolski aus Warschau hat ein Preis-ausschreiben von 1000 Rubel für eine Sinfonie, 500 Rubel für ein Kammermusikstück und 500 Rubel für ein Konzert für Klavier oder Piano erlassen.

— Eine ständige Ausstellung von Gegenständen aus dem Gebiet der Kunst und des Handwerks wird demnächst bei Keller u. Reimer eröffnet werden. Die Ausstellung wird sich mit der modernen Zimmerausstattung befassen und in einer Flucht von Rojen künstlerisch stilisierte und auf einen aparten Ton bestimmte Zimmer mit dem dazu gehörigen Inventar vorführen.